

# **XL-Leseprobe**

Diana Kricheldorf  
**Dämonenritt**

## **& 19 weitere Kurzgeschichten**

Horror

© Hybrid Verlag, Homburg/Saar

Weitere Beiträge von

Rudolf Arlanov,

Katrin Biasi,

Monika Grasl,

Detlev Jänicke,

Kevin Keller,

Olaf Lahayne,

Yvonne Quasdorf,

Thomas Strohmeyer,

Silke Katharina Weiler,

K. Bauer,

Thomas Bilicki,

Johanna T. Hellmich,

Veith Kanoder-Brunnel,

Christian Tobias Krug,

Jo Lenz,

Tomas Schauermann,

Benedikt Tremp,

Bernd Wicik,

Rainer Wüst / Nadine Muriel

# Vorwort des Herausgebers

## Warum Psycho-Horror?

Es ist ein Nischengenre, das viele Horror- und Thriller-Werke streifen, aber kaum jemand bewusst wahrnimmt. Doch wo wird Horror real? Nicht bei Handlungen, nicht beim Lesen, nicht beim Sehen, sondern – wie Altmeister Hitchcock sagte: Der Thrill entsteht im Kopf des Zuschauers. Erst dort formt sich mit den Sinnen Aufgenommenes zu dem, was uns mit aufgerissenen Augen und Gänsehaut weiterlesen lässt, gefärbt von eigenen Vorstellungen, Phobien und Erinnerungen.

Doch was, wenn der Horror von uns Besitz ergreift? Wenn Erinnerungen, Überlegungen, Zwänge, Bedürfnisse oder sogar übersinnliche Kräfte den eigenen Geist zermürben, umdrehen und Menschen zu unvorstellbaren Handlungen treiben? Ist denn das nicht die reinste Form von Horror, quasi der Ursprung von Furcht und Grusel?

In 20 ausgewählten Geschichten könnt ihr genau das herausfinden und die Vielfalt dieses Genres entdecken.

Wir wünschen atemberaubende und haarsträubende Lesemomente.

Auszüge  
aus den Siegergeschichten  
der Ausschreibung zu dieser Anthologie

# Dämonenritt

*Diana Kricheldorf*

Hast du auch schon deinen ganz persönlichen Dämon kennengelernt? Nein? Vielleicht hast du ihn bis heute nicht bemerkt oder einfach ignoriert. Ich helfe dir mal auf die Sprünge. Am ehesten kontaktiert er dich in außergewöhnlichen Stress-Situationen. Schleichend frisst sich das hinterlistige Biest in deine Gedanken. Heimtückisch benutzt es dich zu seinem eigenen Vergnügen, es sei denn, du arrangierst dich mit ihm oder behältst im irren Messen der Willensstärke die Oberhand.

So ein Dämonenritt ist eine wahre Kunst, die ich schon seit Jahren praktiziere. Täglich, ohne Ausnahme, trete ich todbringenden Fantasien entgegen. Im günstigsten Fall bleiben sie in meinem Hausfrauenhirn unter Verschluss. Bis heute habe ich jeden einzelnen Kampf zugunsten meiner Mitmenschen gewonnen. Wehe, wenn der in mir die Oberhand gewinnt. Das bekommt euch schlecht.

Mein lieber Ehemann ist seit mehr als einem Jahr mit der Diagnose *Colitis Ulzerosa* gestraft. Das heißt für alle Nichtmediziner: Chronisch entzündliche Darmerkrankung. Natürlich richte ich mich als seine fürsorgliche Ehefrau genauestens nach dem vorgegebenen Ernährungsplan der Diätassistentin. Wie es sich für eine ehemalige Krankenschwester gehört, führe ich akkurat die Anweisungen aus. Die Gesundheit meiner Lieben liegt mir sehr am Herzen. Selbstverständlich übernehme ich die Lebensmittelumstellung auch für mich. Es schadet bestimmt nicht, weniger Zucker, besser überhaupt keinen zu benutzen. Die schrumpfenden Wohlstandsspeckrollen bestätigen das.

Auch weniger Fett bzw. nur noch Oliven-, Raps- und Leinöl verfeinern das Essen geschmacklich ungemein. Zusätzlich salzarm zu kochen ist ebenso gesundheitsfördernd wie Dinkel- anstatt Weizenmehl. Auf Obst wird wegen des Diabetes komplett verzichtet sowie Süßkram und Snacks aus den Schränken verbannt.

Passende Rezepte findet man zuhauf im Internet, juhuuu. Also ran an die Bouletten, oder doch eher Veggieburger. Unser Töchterlein, mit starken 17 Lebensjahren, findet es gut, wie ich den Papa unterstütze. Für sie kommt allerdings so eine Mega-Öko-Ernährung nicht in Frage. Laut ihrer eigenen Aussagen ist sie zwar bereit, sich in ihrem Zucker- und Fastfoodkonsum etwas einzuschränken, doch *Krankenhausfraß* brauche ich ihr nicht vorzusetzen. Da tritt sie in Streik. Was bleibt mir also anderes übrig? Ein ausgeklügelter Speiseplan, am besten für eine Kalenderwoche geltend, wird sowohl für meinen Gatten als auch für das Kind ausgearbeitet. Wollen doch mal sehen, ob ich das stemmen kann.

Die Einkäufe dauern ab sofort doppelt so lange wie zuvor. Jede einzelne Lebensmittelpackung wird akribisch auf die Inhaltsstoffe geprüft. Zucker ist böse. Fett ist gefährlich. Glutamat und Laktose fördern nicht sonderlich die stabile Darmtätigkeit. Ach ja, bloß nicht das *normale Essen* für unseren Nachwuchs vergessen: Apfelschorle, Schokoriegel, Pudding, Pizza und so weiter. An der Kasse erhalte ich im wahrsten Sinne des Wortes die Quittung dafür. Der Wocheneinkauf kostet nun locker 20 Euro mehr, aber was tut man nicht alles aus Liebe.

Endlich Zuhause werden die guten Sachen nach Rezeptangabe verarbeitet. Die Tiefkühlpizza landet einfach im

Backofen. Meiner Meinung nach duftet alles lecker. Jetzt noch liebevoll den Tisch decken, heute sogar mit Servietten kunstvoll in Fächer gefaltet ... perfekt. Ich begeben mich freudig beschwingt ins Wohnzimmer, wo die beiden wichtigsten Menschen meines Lebens auf der Couch lümmeln.

»Schatz, das Essen ist fertig«, flöte ich gut gelaunt.

»Hmm, komme gleich«, lautet die desinteressierte Antwort, ohne den Blick von der Mattscheibe abzuwenden.

»Tini, deine Pizza hat jetzt genau die richtige Bräunung, die du so gerne magst. Kommst du bitte?«

Keine Reaktion, wie auch, wenn ewig Kopfhörer auf den Ohren sitzen?! Das Augenpaar klebt regelrecht am Tablet. Die Daumen hämmern unabhängig davon auf dem Handy rum. So kann natürlich kein Teenager auf der Welt Notiz von seiner Mutter nehmen. Ergeben greife ich ihren linken Großzeh und wackele daran herum. Ein zorniger Blick durchbohrt mich. Die imaginären Giftpfeile treffen ihr Ziel in Perfektion. Das schmerzt. Etwas lauter verkünde ich bestimmt, dass meine kulinarischen Werke bereit zum Verzehr sind. Abwinkend werde ich mit einem »Ja, gleich«, vertröstet.

Meine Pulsfrequenz steigt stetig. Wieso eigentlich erwarte ich täglich eine positive Reaktion? Jeden Tag spielt sich bei uns die gleiche Szene ab. Verletzt in meinem Hausfrauenstolz dampfe ich ab zur Küche. Meine aufsteigende Wut schmeckt bitter beim Hinunterschlucken. Es ist mir zuwider, weiter die geduldige Gattin und Mutter mit Verständnis für sämtliche Belange meiner Lieben zu spielen. Trotz größter Bemühungen der familiären Ignoranz ausgeliefert zu sein gefällt mir überhaupt nicht.

Ein Flüstern steigt tief aus meinen Eingeweiden empor. Schleichend erklimmt es den vor Wut übersäuerten Magen, um anschließend den Kloß im Hals als Ausgangspunkt für den Absprung zum Innenohr und dem eigentlichen Ziel, den außer Kontrolle geratenen Gehirnwindungen, zu nutzen. Keine Gegenwehr dulndend zwingt mir die krächzende innere Stimme ihren Willen auf. »Das lässt du dir gefallen? Du, die sich um alles kümmert, seien es Einkäufe, Haushalt, Fahrdienste für die undankbare Nachkommenschaft, Gartenarbeit, Terminvereinbarungen usw. Dafür strafen dich die Deinen mit schändlicher Verachtung. Hast du so etwas nötig? Das undankbare Pack fügt dir doch nur seelische Schmerzen zu. Willst du diese wirklich noch länger ertragen? Keinen Finger rühren die beiden jemals für dich. Auf dir herumhacken tun sie. Du bist ein selbstverständliches Stück Dreck, jederzeit austauschbar. Fühle die Pein, wie sie sich in deinen Organen ausbreitet. Spürst du nicht, wie die faulige Made namens *Einerlei* sich durch deine Innereien frisst?«

Langsam, unendlich langsam reißt das elende Vieh ein Stück Gutherzigkeit nach dem anderen aus mir heraus. Genüsslich schluckt der Killerwurm Brocken für Brocken meines Gewissens hinunter, nur um alles an seinem anderen Ende wieder auszuschleiben. Der Teufelskot wie auch die Worte des Dämons vergiften stetig meine Seele. Okay, mein Gegner hat heute gute Karten. Ich höre ihm ausnahmsweise zu. In Sekundenschnelle werfe ich, außer mir vor Wut, das Wasserglas in meiner Hand gegen den Küchenschrank. Es zerspringt wie gewünscht in kleine Scherben, allerdings noch nicht klein genug für meinen Geschmack. Eilig befördere ich sie mit dem Handfeger auf's

Kehrblech und dann in eine Plastikschißssel. Mit dem Kartoffelstampfer verarbeite ich die Dinger zu einer Art Mehl. Nach getaner Arbeit ergreift ein irres Wohlgefiihl von mir Besitz. Ich liebe liebe zärtlich den Holzstampfer, meinen Verbündeten. Lodernde Flammen brennen vor meinem geistigen Auge. Die in mir aufwallende Hitze treibt mir den Schweiß auf die Stirn. Die schulterlangen, braunen Haare kleben am Kopf. Gut, dass sich kein Spiegel in der Nähe befindet, sonst würde ich vor der wahnsinnig grinsenden Fratze, die mein Gesicht gerade entstellt, davonlaufen. Jetzt geben meine geübten Hände die spezielle Zutat in die Speisekreation, fertig. Ich zittere freudig erregt.

Mein böser *Praxisanleiter* meldet sich erneut zu Wort: »Sieh genau hin! Ich zeige dir, wie erfolgreich du deine lästigen Anhängsel los wirst. Qualvoll werden sie an ihrer letzten Mahlzeit zugrundegehen. Ergötze dich an ihrem Leid.« Und tatsächlich kann ich es kaum erwarten.

Wie im Film reiht sich hinter meiner Stirn ein Horrorbild an das andere. Mein Göttergatte sitzt am Tisch und genießt sichtlich die Suppe. Er schluckt etwas beschwerlich, als sei die Brühe ordentlich scharf. Dann bemerkt er solidarisch, dass das Essen heute außergewöhnlich aromatisch schmecke, was nichts anderes bedeutet als: der Mist ist ungenießbar. Der Gourmet für arme Leute räuspert sich geräuschvoll, bevor das große Würgen beginnt. Seine Augen treten stark hervor. Die Hände greifen nach der innerlich zerfetzten Kehle. Sich in Krämpfen windend kippt er auf den Boden.

Elegant schreite ich zu ihm hin. Direkt neben meinem Gemahl bleibe ich stehen und positioniere den rechten Fuß auf seiner Flanke. Das vor mir kauernde Schmerzbiindel stöhnt auf. Aus purer Lust bohre ich meinen Absatz fest in



den Wohlstandsbody hinein, bis das rot-weiß karierte Hemd Löcher aufweist. Das feuchte Rot, welches aus den tiefen Fleischwunden pulsiert, lässt mein Herz höher schlagen. Nach lautem Aufheulen bleibt sein Leib regungslos liegen.

Ein schadenfrohes Lachen bemächtigt sich meiner. Eigentlich gehört es nicht mir, aber es fühlt sich so gut an. Ich gebe mich dem gerne hin. Tina kommt keinen Deut besser davon. Noch mit Kopfhörern bestückt, kniet sie auf der Eckbank und schaufelt großzügig eine Ladung des besonderen Reibekäses auf die Pizza. In ihre eigene Welt versunken, entgeht ihr das Bild des Grauens, welches sich am Kopfende des Tisches, besser gesagt darunter, abspielt. Meine veränderte Mimik, inklusive widernatürlichem Verhalten, nimmt sie überhaupt nicht wahr.

Abartige Freude auf das unheilbringende Ereignis ergreift von mir Besitz. »Na Schätzchen, schmeckt es dir?«, kommen die heimtückischen Worte über meine Lippen. Schon sickert das erste blutige Rinnsal aus den Mundwinkeln meiner Tochter. Der Anblick versetzt mich in grau-samste Verzückung. Panisch schaut sie mich an. Ihr verständnisloser Blick lässt mich vor Erregung erschauern.

Mit zitternden Fingern setzt sie die Kopfhörer ab, als ob ihr diese Geste Erleichterung verschaffen könnte. Auch sie umfasst, wie zuvor schon ihr Vater, hilflos den schlanken Hals. Tja, Pech gehabt. Deine Speiseröhre ist nicht mehr zu retten. Ihr verstörtes Entsetzen kennt keine Grenzen beim Anblick meines schadenfrohen Tanzes durch die Küche.

Mein Dämon lobt mich über alle Maßen. Ich habe meine Sache gut gemacht. Dieses glückselige Gefühl kann mir keiner nehmen. Endlich bin ich frei. Ihr letzter Atemzug steht bereits vor der Tür.

Ich hole tief Luft. Kniend sammle ich die Glasscherben auf. Handfeger und Kehrblech sorgen für einen sauberen Fußboden. In Hochstimmung setze ich mich alleine an den Tisch und beginne zu essen. Kaum habe ich damit begonnen, trudelt der Rest der Familie ein. »Hm, riecht das lecker. Entschuldige bitte die Verzögerung.« Liebevoll nimmt mich mein Mann in die Arme und drückt mir einen Kuss auf die Stirn. Händereibend nimmt er am Kopfende Platz. Unsere Tochter folgt ihm. »Sorry Mama, aber das Level war gerade voll wichtig. Bei einer Unterbrechung hätte ich sonst komplett neu starten müssen, du verstehst.« Auch sie zeigt mir ihre Zuneigung durch einen Schmatz auf die Wange. Mein Dämonenritt ist erst einmal beendet. Wenn die wüssten ...

Nach der Mahlzeit helfen mir die beiden sogar beim Tisch ab- und Spülmaschine einräumen. Es sind ja doch zwei gute. »Mama, fährst du mich nachher zu Klaudi? Wir wollen noch ein bisschen zusammen abhängen.« Da haben wir es schon! Ich hätte mir gleich denken können, dass die Hilfsbereitschaft meines Kindes einen selbstsüchtigen Hintergedanken trägt. Aber in Ordnung, chauffiere ich sie halt auch noch dahin. Als ob mein Tag nicht voll genug wäre.

Die Mädchen kennen sich bereits seit der Grundschule. Sie sind beste Freundinnen. Die Klaudia ist ja auch ganz manierlich. Ihre Mutter finde ich einfach nur zum Kotzen. Eine stets perfekt gestylte Superfrau mit der Figur eines Topmodells, die sie mit ihren teuren Marken-Fummeln optimal betont. Alles, was die dumme Kuh anfasst, wird zu Gold, ehrlich.

Der Bungalow war bestimmt noch nie unordentlich. Die Designermöbel stehen, wie vom Innenausstatter vorge-

schlagen, genial arrangiert. Die teuren italienischen Bodenfliesen über der Fußbodenheizung glänzen mir protzig entgegen. Ich traue mich kaum, einen Fuß daraufzusetzen. Und dann die permanent zur Schau getragene gespielte Freundlichkeit, einfach abartig. »Hallo Helene, schön, dich zu sehen. Gut schaust du aus. Wir müssen uns unbedingt öfter treffen. Was unsere Töchter können, schaffen wir doch schon lange. Komm bitte herein, ich mach uns einen köstlichen Kaffee.«

Genau das habe ich befürchtet. Ergeben lasse ich mich auf einem großzügig gepolsterten Barhocker am Küchentresen nieder. Verdammt noch mal, ist der bequem. Mein ständiger, hinterhältiger Begleiter tanzt Samba auf meiner Gallenblase. Es stößt mir sauer auf. Hier befinden wir uns an dem einzigen Ort auf der Welt, an dem er absolut leichtes Spiel mit mir hat. Auf der Stelle legt er los. Besonderen Spaß findet er daran, meinen aufkeimenden Neid aufs Äußerste anschwellen zu lassen. Will der mich etwa verarschen?

Jetzt summt das elende Mistvieh in mich hinein: »Ihre Schönheit ist nicht deine. Weißt doch genau, was ich meine. Alles Gute hat sie inne. Du gehörst glatt in die Rinne.« Wie bitte soll ich mich bei dem blöden Gesabbel auf das Geschwafel von Ines konzentrieren? Ob sie meine geistige Abwesenheit bemerkt? Bestimmt nicht! Das selbstverliebte Ding ist viel zu sehr mit sich beschäftigt. Zuckersüß lächelnd setzt die atemberaubende Blondine mir die Tasse Cappuccino vor die Nase, natürlich mit extra aufgeschäumter Milch. Nur das Beste aus dem Kaffeeautomaten kommt in die original dafür vorgesehene handbemalte Tasse.

Meine Gastgeberin bemerkt unbedarft, sie verstehe nicht, wie man sich mit einer simplen Pad-Maschine begnügen kann. Pulverkaffee ginge schon gar nicht. Ich spüre das Unbehagen unaufhaltsam wachsen. Ist das ihre Absicht? Mich in der Art zu reizen ist gefährlich. Meine Ohren verweigern ihren Dienst. Der durchgeknallte Dämon stärkt sich an jedem einzelnen Wort, welches ich persönlich nehme, und das ist ohne Zweifel jedes, das sie von sich gibt.

Die melodische Flüsterstimme dringt zu mir durch: »Sie hat alles, du hast nichts. Schlag ihr endlich ins Gesicht! Tritt sie mit den Füßen! Für ihr Glück soll sie nun büßen.« Was für eine gequirlte Scheiße ist das denn? Ist mein innerer Saukötter total stoned? Der reimt heute zum ersten Mal. Trotz der Zweifel meinerseits übernimmt er langsam aber sicher das Kommando. Einmal mehr steigt eine sengende Hitze in mir hoch. Schweißpfützen sammeln sich unter den schlecht rasierten Achseln, um anschließend penetrant an meinen Flanken entlang zu kriechen. Der Halsbund meines Schlabber-T-Shirts schnürt mir die Luftzufuhr ab. Es kann nicht mehr lange dauern, bis mich der Erstickungstod ereilt. Davon bin ich überzeugt. Harsch greife ich mit dem rechten Zeigefinger in den Ausschnitt und ziehe ihn erlösend vom Kehlkopf weg, soweit das möglich ist.

...

\*\*\*

***Diana Kricheldorf***, Jahrgang 1972, hat Krankenschwester in Saarlouis gelernt. Heute lebt sie in Hüttersdorf und ist Hausfrau. Dadurch kann sie sich ihrer großen Leidenschaft, dem Schreiben widmen.

# Die Puppenmacherin

*Yvonne Quasdorf*

Gabriel klappte die Sonnenblende am Fahrersitz herunter, um seine Augen vor dem einfallenden Licht zu schützen. Die dichten Baumkronen erzeugten einen flackernden Wechsel von Hell und Dunkel, der ihn an den alten Filmprojektor im Keller seiner Eltern erinnerte. Es war schon eine Weile her, dass ihm auf dem schmalen Schotterweg ein Auto entgegen gekommen war. Trotzdem nahm er den Fuß vom Gas. Schließlich konnte jederzeit ein Reh aus dem Dickicht geschossen kommen. Oder ein Troll. Wenn es welche gab, dann sicher in diesen Wäldern.

»Das Haus deiner Mutter liegt ja ganz schön weit ab vom Schuss«, stellte er das Offensichtliche fest, in der Hoffnung, Elise würde auf den fragenden Tonfall in seiner Stimme eingehen. Doch seine Freundin, die die ganze Fahrt über auf dem Beifahrersitz vor sich hin döste, gab nur ein zustimmendes Brummen von sich. Dann löste sie die Schläfe von der Scheibe, aber nur, um den Blick nach draußen auf das vorüberziehende Grün zu richten. Bestimmt verband sie mit der Landschaft die eine oder andere Kindheitserinnerung.

»Weißt du«, fing sie irgendwann an, als er schon längst nicht mehr mit einer Reaktion rechnete. »Meine Mutter liebt die Abgeschiedenheit des Waldes. Sie tut sich oft schwer mit ... sozialen Kontakten und kann auf manche Menschen etwas ... sonderbar wirken.«

Die Pausen in Elises Sätzen gefielen ihm gar nicht. Bisher hatte seine Freundin immer nur davon gesprochen, wie nah sie und ihre Mutter sich standen und wie schwer es für die

beiden gewesen war, nachdem der Vater kurz nach Elises sechstem Geburtstag das Weite gesucht hatte. Von *sonderbar* war nie die Rede gewesen. Was sollte das überhaupt bedeuten? Gabriel witterte das Streitpotenzial in der Frage und unterließ es, nachzuhaken. Stattdessen sagte er nur: »Ich wette, wir werden uns blendend verstehen.« Eine hohle Phrase, aber Elise schien sie zufriedenzustellen.

Das Zellophan, das den Blumenstrauß aus gelben und roten Gerbera umhüllte, knisterte unter seinen verkrampften Fingern. Er hatte die letzte halbe Stunde der Autofahrt damit zugebracht, sich auszumalen, welche Eigenschaften von Elises Mutter die Beschreibung *sonderbar* rechtfertigen würden. Seine Top 3-Theorien lauteten:

1. Sie hatte einen Altar im Haus, wo sie den heiligen Wesen des Waldes huldigte.
2. Sie bestand darauf, dass Besucher sich nur in einer Geheimsprache unterhielten, aus Angst, abgehört zu werden.
3. Sie war ein Hippie und lief mit Vorliebe nackt herum.

Die Eingangstür öffnete sich mit einem Knarren und Gabriel schickte ein Stoßgebet zum Himmel, dass sich seine letzte Theorie nicht bewahrheiten würde. Ein Lichtstreifen fiel in das dunkle Innere des Hauses und beleuchtete die Gestalt einer kleinen rundlichen Frau. Das ergraute Haar trug sie zu einem Dutt hochgesteckt. Rasch nahm Gabriel ihr restliches Erscheinungsbild in sich auf: ausgelatschte Puschen, eine braune Stoffhose und eine Bluse mit Karomuster. Auf den ersten Blick wirkte sie wie ein ganz normales Hausmütterchen.

Gabriel räusperte die Enge in seinem Hals weg und streckte die Blumen vor sich wie einen Schutzschild.

»Hallo, Frau Reikowski. Ich bin Gabriel. Freut mich, Sie kennenzulernen«, ratterte er seinen Text herunter.

Die Frau auf der Schwelle verzog die Lippen zu einem breiten Lächeln, das die tiefen Falten um ihre Mundwinkel hervortreten ließ.

»Ich bitte dich. Nenn mich Ingrid.«

Sie nahm ihm den Strauß ab und tätschelte dabei flüchtig seinen Unterarm. Dann zog sie Elise in eine feste Umarmung.

»Kommt rein, Kinder. Ihr müsst ja von der langen Fahrt ganz erschöpft sein.«

Immer noch leicht angespannt folgte Gabriel ihr ins Haus. Schon nach den ersten Schritten in die Diele beschlich ihn eine Ahnung, worauf seine Freundin angespielt haben könnte.

»Wow, Sie sammeln wohl Puppen!«

Und sein Name lautete Captain Obvious. Die schiere Masse an altmodischen Porzellanfiguren im Haus war überwältigend. Auf jeder halbwegs ebenen Fläche im Eingangsbereich und im angrenzenden Wohnzimmer thronte mindestens ein Miniaturmensch. Das Gefühl, aus allen Winkeln des Hauses angestarrt zu werden, kroch Gabriel unter die Haut.

Mit einem Lächeln, das hoffentlich mehr interessiert als verstört wirkte, ging er zu einer mit Schnitzereien verzierten Holzkommode und betrachtete die dekorativ aufgereihten Puppen, deren Beine von der Kante baumelten. Aus den Augenwinkeln registrierte er, wie Ingrid an seine Seite trat.

»Ich sammle sie nicht nur. Ich stelle sie auch her.«

»Echt? Das find' ich ja stark!«

Der bewundernde Tonfall war nur zum Teil gespielt. Denn auch wenn er sich so ein Ding niemals ins eigene Wohnzimmer gestellt hätte, offenbarten die akribisch geformten Gesichtchen ein nicht zu verachtendes handwerkliches Talent.

Er nahm ein Mädchen mit grüner Schürze in die Hand und strich fasziniert durch die langen blonden Strähnen, welche einzeln an die Perückenbasis geknüpft waren. Auf einen oberflächlichen Betrachter musste das Haar täuschend echt wirken. Für ihn als Friseur waren der künstliche Glanz und die unnatürliche Glätte wiederum offensichtlich.

»Dir gefallen wohl blonde Frauen.«

Elises Mutter hatte den Satz ganz leise ausgesprochen. Doch der beißende Tonfall in ihrer Stimme brachte die Alarmglocken in seinem Kopf zum Schrillen. Hastig setzte er die Puppe wieder an ihren Platz zurück und räusperte sich verlegen. Was sollte die Anspielung? Elise hatte braunes Haar.

Eben diese meldete sich nun von der anderen Raumseite her. »Oh Mama, was machen denn diese Fotos noch hier?«

Dankbar für die Ablenkung wandte er sich mit Ingrid zusammen der Sofaecke zu, wo Elise stirnrunzelnd vor einigen Rahmen stand. Gabriel betrachtete die Bilder, auf denen seine Freundin in den unterschiedlichen Stadien ihrer Teenager- und Erwachsenenjahre abgebildet war. Zunächst dachte er, sie würde sich frauentypisch über die Erinnerung an modische Fehltritte aufregen. Doch dann bemerkte er, dass sie auf keinem der Fotos alleine war. Wer waren diese ganzen Männer? Etwa Elises Exfreunde?



Ja, den Glatzkopf auf dem letzten Bild kannte er. Das war Jens — sein Vorgänger. Bis vor zwei Jahren hatten sie noch im selben Fußballverein trainiert, wo dieser Prolet immer wieder durch sein Gehabe aufgefallen war. Eine Klassefrau wie Elise hatte er definitiv nicht verdient und so war Gabriel froh gewesen, als Jens plötzlich von der Bildfläche verschwunden war. Nach Mexiko ausgewandert. Einfach so. Und das, obwohl der Idiot keinen geraden Satz auf Englisch herausbrachte, geschweige denn auf Spanisch.

»Du hast wirklich einen furchtbaren Männergeschmack«, kommentierte Ingrid und knüpfte damit unbewusst an seinen letzten Gedankengang an. Doch die Tatsache, dass sie einer Meinung waren, freute ihn nicht. Ihm war nämlich nicht entgangen, dass sie in der Gegenwartsform gesprochen hatte.

»Der da war der Schlimmste«, fuhr sie fort und deutete mit dem Zeigefinger auf eine der älteren Aufnahmen, die einen Jungen um die 18 zeigte. Er hatte braune Wuschellocken und ein Gesicht voller Sommersprossen. Noch harmloser hätte nur ein Rehkitz aussehen können. Was war bloß los mit dieser Frau? Hasste sie alle Männer, die größer als 50 Zentimeter waren?

Doch zu seiner Überraschung pflichtete Elise ihr bei.

»Ja, er war ein echtes Arschloch. Und genau deshalb möchte ich nicht jedes Mal, wenn ich hierherkomme, an ihn und die anderen Loser erinnert werden.«

»Ich finde aber, man sollte sich seine Fehler regelmäßig vor Augen führen, damit man sie nicht wiederholt.« Ingrid warf ihm einen Seitenblick zu. »Gabriel, du verstehst, was ich meine, oder?«

Schon wieder dieser seltsame Unterton. Er zuckte mit den Schultern. »Ich schätze schon.«

Ingrid schenkte ihm ein schmales Lächeln. Dann straffte sie die Schultern und klatschte in die Hände.

»Also gut, dann lasst uns mit den Vorbereitungen fürs Abendessen anfangen. Der Wildbraten müsste mittlerweile aufgetaut sein.«

Gabriel öffnete den Mund, doch Elise kam ihm zuvor. »Mama, ich hab' dir doch gesagt, dass er Vegetarier ist.«

»Ach!«, machte Ingrid und zog dabei ein übertrieben zerknirschtes Gesicht. »Das muss ich wohl vergessen haben.« *Hexe.* Die Alte drehte sich zu ihm um, und er beeilte sich, seinen Groll mit einem Lächeln zu kaschieren. »Wenn du aus ethischen Gründen verzichtest, musst du dir aber keine Sorgen machen. Das Fleisch stammt von einem regionalen Wildtier. Und es ist nicht bei einer Hetzjagd gestorben. Der Jäger hat ihm aufgelauert.« Sie machte eine Pause. »Es war tot, bevor es überhaupt wusste, was los ist.«

Gabriel suchte den Blick seiner Freundin, um herauszufinden, ob ihr Ingrids Verhalten genauso seltsam vorkam wie ihm. So redete doch kein normaler Mensch! Aber Elise war immer noch in die Fotos vertieft und schien dem Gespräch nur mit halbem Ohr zu lauschen.

»Nun, in dem Fall kann ich wohl mal eine Ausnahme machen«, gab er schließlich nach.

»Wunderbar! Komm, ich zeig dir, wo du euer Gepäck abstellen kannst. Elise, fängst du schon mal mit Zwiebelschneiden an?«

*Nein, nein, nein! Lass mich bitte nicht allein mit ihr,* versuchte Gabriel seine Freundin auf telepathischem

Wege zurückzuhalten. Doch entweder hatte Elise ihre Antennen ausgeschaltet, oder sie ignorierte sein stummes Flehen absichtlich.

Somit blieb ihm nichts anderes übrig, als sich die Koffer zu schnappen und Ingrid die knarrenden Holzstufen hoch in den ersten Stock zu folgen. Die Treppe führte in einen Flur mit dickem grünem Teppichboden, der das Geräusch ihrer Schritte fast vollständig absorbierte. An den Wänden hingen weitere Rahmen mit Fotos von Elise — Erinnerungen an Geburtstagspartys oder Ausflüge in die Natur. Auf manchen war auch Ingrid zu sehen. Keine Spur dagegen von Elises Vater.

Vor einer Tür am Ende des Ganges blieb Ingrid stehen.

»Da wären wir.«

Gabriel trat hinter ihr ins Schlafzimmer. Ein rustikales Bett mit Holzrahmen dominierte den Raum. Auf der Tagesdecke saßen drei Puppen in Schuluniformen und hießen die Neuankömmlinge mit leerem Blick willkommen. Na klasse. Wie sollte er heute Nacht zur Ruhe kommen, wenn er die ganze Zeit aus diesen Glasmurmeln angeglotzt wurde?

»Du kannst die Koffer in den Schrank stellen«, sagte Ingrid und riss ihn damit aus seiner Betrachtung.

Gabriel schleppte seine Fracht zu dem massiven Bauernschrank in der Ecke, der schwer genug schien, um einen Menschen unter sich zu begraben. Er zog die Türen auf und erstarrte.

An der Kleiderstange hing an einem einzelnen Bügel ein langes weißes T-Shirt. Unwillkürlich musste Gabriel an die Geister denken, an deren Existenz er als Kind fest geglaubt hatte. Doch das war es nicht, was seinen Puls schneller schlagen ließ. Verstört glitten seine Augen über den Stoff,

während sich in seinem Kopf ein Puzzleteil nach dem anderen zusammensetzte:

1. Das T-Shirt war eigentlich ein Trikot.
2. Es trug die Nummer 23.
3. Die 23 war Jens' Nummer gewesen.
4. Es war über und über mit roten Flecken bedeckt.

Gabriel fuhr zu Ingrid herum. Die Haare auf seinen Unterarmen richteten sich auf, als sich ihre Lippen zu einem hämischen Grinsen verzogen.

»Was hast du denn?«

»Ist ... ist das da Blut auf Jens' Trikot?«, stammelte er.

Die alte Frau betrachtete das Kleidungsstück mit schief gelegtem Kopf. »Schwer zu sagen.«

Dann streckte sie zu seinem Entsetzen den Zeigefinger aus und kratzte mit dem Nagel über einen der angetrockneten Kleckse. Anschließend führte sie die Fingerspitze zum Mund und leckte darüber.

Gabriel wartete nicht ab, zu welchem Schluss sie kommen würde. Er drehte sich auf dem Absatz um und rannte die Treppe hinunter.

...

\*\*\*

**Yvonne Quasdorf** wurde 1990 in Uelzen geboren. Während ihres Studiums im Bereich Sprach- und Übersetzungswissenschaften veröffentlichte sie mehrere Filmbeschreibungen für Sehgeschädigte. Heute lebt sie in Lüneburg, wo sie als Technische Redakteurin und Übersetzerin für Englisch und Französisch tätig ist.

# Das sonderbare Glück des Edgar Raabe

*Detlev Jänicke*

## 1.

Im Frühsommer des Jahres 18.. reiste ich nach dem kleinen Marktflecken B., um dortselbst einen alten Freund aus längst vergangenen Studententagen zu besuchen, der mit Frau und Tochter in einer ehemaligen Poststation lebte.

An einem sonnigen Morgen bestieg ich leichten Herzens den Waggon einer zischenden und pfeifenden schwarzglänzenden Dampflokomotive, richtete mich in meinem Abteil ein und las noch einmal den Brief, den mir Edgar Raabe, so hieß mein Freund, als Antwort auf meinen Weihnachtsgruß des letzten Jahres geschrieben hatte.

*Lieber Johannes,*

*Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie sehr ich mich über Deine Segenswünsche zum Fest und zum neuen Jahr gefreut habe. Wie ist es Dir gelungen, mich ausfindig zu machen, hatten wir uns doch, wie ich vermeinte, für alle Zeiten aus den Augen verloren? Wie dem auch sei, Du musst mich, das heißt uns, meine geliebte Frau und unser Töchterlein, unbedingt besuchen. Ich kann es kaum erwarten, Dich wiederzusehen. Komm' recht bald.*

*Dein alter Freund Edgar.*

Ich faltete den Brief zusammen und steckte ihn in das Kuvert zurück. Den Umschlag in der Hand blickte ich gedankenverloren aus dem Abteifenster, vor dem langsam eine ebene Landschaft vorüberzog, leuchtend im frischen Grün der freundlichen Jahreszeit. Behaglich lehnte ich mich zurück, schloss die Augen, und es dauerte nicht lange, da tauchten Bilder aus der Vergangenheit auf, und ich befand mich wieder auf dem Wall der altehrwürdigen Universitätsstadt. Dort, als ich an einem lauen Frühlingsabend spazieren ging, hatte ich Edgar das erste Mal gesehen, zuerst befremdet von dieser seltsamen Erscheinung, die da an einen Baum gelehnt mit sich selbst Zwiesprache hielt.

Ich verstand kein Wort von dem, was dieser Mensch dort an seinem Baume von sich gab, aber er schien mit sich in Streit zu liegen, das Für und Wider eines für ihn enorm wichtigen Gegenstandes abzuhandeln. Er brummte etwas vor sich hin, horchte dann anscheinend in sich hinein, darauf bekam seine Stimme einen fragenden Tonfall und er schien wieder in tiefes Nachdenken zu versinken.

Ich muss wohl auffallend lange an meinem Platze geblieben und ihn betrachtet haben, denn er hob plötzlich seinen Kopf und sah zu mir herüber.

So ertappt bewahrte ich dennoch eine gewisse Geistesgegenwart und grüßte den mir unbekanntem Studenten, denn für einen solchen sah ich ihn an. Er grüßte zurück und fragte: »Bist du ein Theologe?«

Diese Frage kam für mich überraschend, vielmehr der Tonfall war es, der mich überraschte, denn es klang, als erwarte er, dass ich ihm in einer Frage, die diese Richtung betraf, einen entscheidenden Hinweis geben könne.

»Nein, nein«, antwortete ich schnell, »mein Fachbereich ist die Pharmazie.«

»Pharmazie«, sagte er nachdenklich. »Interessant, interessant ... Der menschliche Körper ... Interessant.«

Wieder fiel mir auf, dass das, was er sagte, eine merkwürdige Färbung dadurch bekam, wie er es sagte. Es klang geheimnisvoll und, wie ich später noch erfahren sollte, man verstand oft nicht, worüber er gerade nachdachte oder worauf er hinauswollte.

»Und dein Thema ist die menschliche Seele, falls du Theologie studierst«, sagte ich.

»Mit heißem Bemüh'n.«

Wir lachten beide, und das war also der Beginn unserer Bekanntschaft, der Auftakt unserer späteren Freundschaft, die all die Universitätsjahre hindurch anhielt.

Edgar galt bei vielen als ein Sonderling wegen seines grüblerischen Wesens, seiner Gedankenschwere, immer in schwierigen theologischen oder philosophischen Fragen befangen, immer in Gesprächen mit sich selbst versunken, so wie ich ihn bei unserer ersten Begegnung gefunden hatte. Am Sonntage aufgeschlossen und heiteren, oberflächlichen Vergnügungen durchaus zugetan, umgab ihn alltags eine dunkle Aura, die viele Menschen unangenehm berührte.

Geriet jemand mit ihm in eine gelehrte Disputation, so entwickelte er in seinen Gedankengängen eine glasklare und unwiderlegbare Logik, der seine Gegner nichts entgegenzusetzen hatten. Allerdings, und vielleicht bemerkte das nur ich als sein engster Freund, disputierte Edgar nicht, um seine überlegene Brillanz zu demonstrieren oder um über seinen Widersacher zu triumphieren; vielmehr, so schien es mir, glitt nach etlichen Streitgesprächen ein enttäuschter Ausdruck über sein Gesicht, den auch ich an-

fangs nicht zu deuten wusste. Doch je länger ich ihn kannte, umso offensichtlicher wurde es für mich, dass Edgar Raabe ein großer Zweifler war — ein Zweifler an seinen eigenen Überzeugungen.

Das Thema, das ihn am nachdrücklichsten berührte und beschäftigte, die Einheit beziehungsweise der Dualismus von Körper und Seele, hörte ich ihn am häufigsten diskutieren. Er vertrat in diesem Falle erstere Anschauung, und das mit einer Verbissenheit, die ich mir nicht zu erklären vermochte. Seine Enttäuschung nach jeder für ihn erfolgreich verlaufenen Disputation in dieser Frage schien über die Jahre immer mehr zuzunehmen. Sie war für ihn aber kein nur theologisches, philosophisches oder abstraktes Problem. Vielmehr berührte sie ihn in seinem innersten Selbst; das sollte ich jedoch erst sehr viel später erkennen.

Eines schönen Vormittages betrat ich leichten Schrittes und in ausgelassener Stimmung das Zimmer meines Freundes. Die Sonne lachte freundlich durchs Fenster hinein, vor dem ein bunter Blumenkasten stand. Aus Bäumen und Sträuchern erklang fröhliches Vogelgezwitscher und sonntäglicher Bratenduft zog von draußen durch Edgars kleine, aber behagliche Stube.

»Ach, heute ist ein herrlicher Tag, es ist eine Lust, zu leben!«, rief ich aus, warf mich nachlässig auf einen Stuhl und schaute kurz auf die verschiedenen Bücher und Aufzeichnungen, die auf Edgars Arbeitstisch verstreut waren, Unterlagen für seine Promotion über *Die Aufhebung der Vergänglichkeit durch das Ewige Leben*.

Edgar, der angekleidet auf seinem Bett lag und die Arme hinter dem Kopf verschränkt hatte, lächelte. »Profecto, lieber Freund, profecto.«



Dann schaute er nachdenklich aus dem Fenster, das von meiner Position aus gesehen fast vollkommen von dem blauesten Himmel ausgefüllt war.

»Ich sehe deine Stirn umwölkt, von des Gedankens Blässe angekränkt«, sagte ich lachend. »Und das an einem Tage, der schöner nicht sein könnte.«

Den leichten Vorwurf annehmend versetzte Edgar in launigem Ton: »Wem verdankst du dein Wohlbehagen, deinen Genuss an einem solchen Tage? Hast du darüber schon einmal nachgedacht?«

Ich sah ihn zögerlich an. Schließlich antwortete ich: »Gott. Denn ohne Gott ...«

Da lachte er kurz auf. »Natürlich, mein lieber Johannes, natürlich.« Er warf mir einen Apfel zu. »Ich aber meine, wodurch bist du in den Stand gesetzt, von Gott meinetwegen, die Sonne, ihr Licht zu sehen und ihre wärmenden Strahlen zu spüren, den fröhlichen Gesang der Vögel zu hören und den köstlichen Duft eines ...«, er schnupperte kurz, »... eines knusprigen Kapauns, den ein schmerbäuchiger Philister sich anschickt, beim heutigen Mittagmahle dem Vergessen anheimzugeben, zu riechen?«

»Nun ja«, sagte ich, »meine Augen sehen, meine Ohren hören und meine Nase riecht.«

»Das heißt?«

»Das heißt ...?«

»Das heißt, du benötigst deinen Körper, um Gottes Schöpfung in ihrer Vielfalt wahrzunehmen.« Er setzte sich auf und sah mich listig an. »Und was ist mit der Seele? Der Körper ist nichts, sagt man. Aber wenn sich die Seele vom Körper trennt — falls sie das tut —, muss sie doch auch zu Sinneswahrnehmungen fähig sein, sonst wäre sie blind, taub und gefühllos. Sie braucht also eine Entsprechung zu

Auge, Nase, Ohr und Nerven und ist damit auch wieder Körper — oder aber ... sie ist mit dem Körper untrennbar verbunden, um durch ihn zu sehen und zu hören, kurz, zu empfinden.«

»Ja, aber ...«

»Warum also wird der Körper in calvinistischer Manier verdammt, da ich doch nur durch ihn die Lust an den schönen Dingen, die Gott geschaffen hat, erfahren kann, obwohl er und die Seele ohne Zweifel den ganzen Menschen ausmachen?«

Ich sah ihn ratlos an. Mir fehlte seine Fähigkeit zur theoretischen und philosophischen Disputation, ganz abgesehen davon, dass ich auf kein tiefergehendes Wissen, was das Problem des Dualismus von Körper und Seele in der Theologie betraf, zurückgreifen konnte.

Edgar blickte nachdenklich auf die Unordnung auf seinem Schreibtisch und rieb sich die Augen. »Körper und Seele, Seele und Körper ...«, flüsterte er vor sich hin. Dann schlug er sich auf die Oberschenkel, stand auf und sagte: »Komm, lass uns in die Waldschenke gehen. Meinen Körper gelüftet es nach Bier und Braten.«

Endlich kam die Lokomotive schnaufend auf dem kleinen Bahnhof von B. zum Stillstand. Ich nahm meine Reisetasche aus dem Gepäcknetz und verließ das Abteil. Auf dem Bahnsteig stellte ich die Tasche ab und sah mich um. Es dämmerte schon und von Edgar war weit und breit nichts zu sehen. So setzte ich mich auf die Bank vor dem kleinen Stationsgebäude, einem alten verwitterten Ziegelbau, und wartete.

Nach einer Stunde angespannten Wartens ließ ich mir vom Stationsvorsteher, der gerade das Bahnhofsgebäude

verschloss, den Weg zu Edgars Haus zeigen. Es lag etwa drei Kilometer entfernt im Wald.

Was blieb mir übrig, als meine Reisetasche aufzunehmen und den breiten Pfad zu beschreiten, der durch den Wald zu Edgars Heim führte. Es war mittlerweile dunkel geworden, die schwarzen Wipfel der Bäume hoben sich kaum von einem unmerklich helleren Himmel ab, der Pfad selbst zog sich grau und düster dahin. Und während ich, die schwere Tasche von einer Hand in die andere wechselnd, meinen Weg in diesem schwarzen Wald mit seinen riesigen Bäumen und dichten, rauschenden und raunenden Sträuchern verfolgte, hatte ich Visionen von Untoten, die hier ihr Wesen treiben mochten, um einsame Wanderer wie mich zu Tode zu erschrecken. O ja, im hellen Sonnenlicht, da lässt sich vorzüglich über Vampire und Revenants parlieren. Aber nachts, allein in einer finsternen Gegend, einem öden, verlassenem Landstrich, wo jedes Schlagen einer Tür, eines Fensterladens, jeder Nebelstreifen, jeder knarrende Ast das Blut stocken lässt, da wünscht man sich nichts mehr als die gute, alte, gewohnte, kümmerliche und phantasielose Alltagswelt, in der ein Baum ein Baum ist und ein Rauschen im Gebüsch der Wind.

In diesem hysterischen Zustand hörte ich in einiger Entfernung vor mir Hufgetrappel und Räderknirschen. Ich trat instinktiv zur Seite, und um die nächste Biegung kam ein Einspanner herangeschossen und stob an mir vorbei. Der Kutscher stand in dem Wagen und trieb sein Pferd zu höchster Eile an. Ich sah einen flatternden, schwarzen Mantel, ein bleiches Gesicht ... Edgar! Ich sprang auf den Weg, um ihm hinterherzurufen. Aber das war gar nicht nötig, auch er schien mich gesehen zu haben, denn er

brachte die Kutsche zum Stehen, wendete und kam langsam auf mich zu.

»Johannes?«

## 2.

Nach einer zehnminütigen Fahrt bog der Einspanner in die kurze Auffahrt zur ehemaligen Poststation ein. An der Seite des Weges lag eine große Ulme, deren Stamm schon ein Moospolster überzog. Ich war kurz verwundert, denn der umgestürzte Baum wirkte auffällig unpassend in einer ansonsten sorgsam gehegten und gepflegten Umgebung. Die anderen Bäume bildeten eine kurze Allee; auf der sorgfältig gemähten Rasenfläche vor dem Haus standen vereinzelt mächtige Kastanien, Eichen und Buchen. Das alte Walm-dachhaus selbst, an eine schroffe Felswand gelehnt, säumten bunte Blumenbeete und blühende Büsche.

»Du musst entschuldigen, was nicht zu entschuldigen ist, Johannes«, bat Edgar um Ablass, »ich habe über den Büchern die Zeit vergessen. Außerdem muss ich dir leider mitteilen, dass meine Frau und unsere Tochter nicht anwesend sein können, um dich zu begrüßen. Die Lieblings-tante meiner lieben Cornelia ist schwer erkrankt, und wir hielten es für angeraten, dass sie sofort zu ihr reist. Unsere kleine Sophie hat sie mitgenommen. Eine vielleicht recht lange Trennung wäre Mutter und Tochter schwer ange- kommen. Natürlich bedauern es beide, dich bei dieser Gelegenheit nicht kennenlernen zu dürfen.«

Der große Raum, in dem wir an einem schweren Esstisch aus Eichenholz tafelten, schloss direkt an die Eingangstür an und hatte früher, zu Zeiten der Poststation, als Speisesaal gedient, war von Edgar und seiner Frau aber wohnlich und behaglich eingerichtet worden.

»Ja«, sagte Edgar, »es ist ein gemütliches und freundliches Heim, das wir uns geschaffen haben. Aber sag', wie hast du mich gefunden? Das kann doch nur ein Zufall gewesen sein.«

Ich berichtete ihm von einem ehemaligen Kommilitonen, der, als er vor ungefähr zwei Jahren auf dem Weg zu seinem Oheim in der Provinzhauptstadt gewesen sei, ihn, Edgar, in einem Beerdigungszuge hier in der Umgegend gesehen haben wolle. »Als dann mein Angestellter, der zufällig aus B. stammt, im letzten Jahr seinen alten Vater zu dessen Geburtstag besuchte, bat ich ihn, nachzufragen, ob in dem Orte selbst oder in der Umgebung ein gewisser Edgar Raabe wohne. Kurz und gut, er hatte Erfolg, ich schrieb dir zum Weihnachtsfest, und jetzt bin ich hier.«

Als wir am folgenden Tag in der erfrischenden Kühle des Waldes mit unseren Wanderstöcken bergauf gingen, kamen wir an einem kleinen Fachwerkhaus vorbei, das einen sehr gepflegten und malerischen Eindruck machte.

»Das ist das hiesige Heimatmuseum«, antwortete Edgar auf meine diesbezügliche Frage. »Wenn es dich interessiert ...« Wir gingen zur grün gestrichenen Eingangstür. »Es ist ein von Liebhabern der heimatlichen Geschichte und Kultur eingerichtetes und unterhaltenes kleines Museum, wie es das in jeder Gemeinde gibt, mit Stichen und Zeichnungen aus früheren Jahrzehnten und Jahrhunderten,

einem hübschen Modell des Dorfes, einigen Funden aus der Römerzeit und ...«, er zögerte kaum merklich, »... präparierten und ausgestopften Tieren.«

Hinter einem Holztisch neben dem Eingang saß eine ältere Frau, die uns freundlich zunickte und Edgar mit seinem Namen begrüßte.

Wir gingen langsam eine knarrende Treppe hinauf und betraten das Zimmer, das die archäologischen Funde und die Schmetterlingssammlung beherbergte. Die Strahlen der Vormittagssonne fielen durch die Sprossenfenster und ließen den Raum hell und freundlich erscheinen. In einem Tisch in der Mitte des Raumes konnte man unter Glas betrachten, was die Gegend an zufälligen Funden hervorgebracht hatte, wie römische Münzen, als solche teilweise nicht mehr zu erkennen, Lanzen- und Pfeilspitzen, Essgeschirre der Legionäre und dergleichen mehr.

Zwischen den Fenstern und an der fensterlosen Wand aber reihte sich Schaukasten an Schaukasten mit aufgespießten Schmetterlingen. Jeder heimische Schmetterling schien hier vertreten zu sein: Admiral, C-Falter, Tagpfauenauge, Kleiner Fuchs, Schillerfalter und der unscheinbare Kohlweißling, das bunte, aber giftige Esparsetten-Widderchen, das Blutströpfchen und viele andere.

Ich war allerdings schon immer ein Gegner dieser Manier gewesen, Schmetterlinge zu töten, zu präparieren und aufzuspießen, und das äußerte ich auch Edgar gegenüber.

»Du hast recht. Allein, wie lange lebt ein Schmetterling? Ein paar Wochen oder Monate, vielleicht ein Jahr, die meiste Zeit davon in der Winterruhe. Und was ist sein Schicksal? Im Magen eines Vogels verdaut zu werden oder unter schimmeligem Laub selbst zu vermodern und sich sozusagen in nichts aufzulösen. Hier aber«, er wies auf die

Schaukästen, »kann er im hellen Tageslicht glänzen und funkeln bis in alle Ewigkeit.«

»Da ziehe ich das Leben aber vor«, sagte ich widerstrebend.

»Du wirst aber nicht ewig leben, mein lieber Freund«, sagte Edgar und sah mich ernst an. »Nicht ewig — und wo bist du dann beziehungsweise wo willst du dann sein?«

»Das unterliegt nicht meinem Einfluss. Ich habe die Welt und die Bedingungen des Seins nicht erschaffen. Gott ...«

»Gott!«, fiel mir Edgar ins Wort. »Bist du so fest in deinem Glauben?«

»Ja, natürlich«, antwortete ich, aber meine Stimme zitterte etwas.

»Ich habe das Gefühl, du misst dem Körper im Angesicht der Ewigkeit zu viel Bedeutung bei«, sagte ich zu Edgar, als wir am Abend vor dem Kamin zusammensaßen. Zwei Weingläser standen auf einem kleinen Tisch zwischen uns.

»Das grundlegende Problem ist doch dies: Sind Leib und Seele zwei verschiedene Substanzen und stehen in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zueinander oder sind sie untrennbar verbunden«, antwortete Edgar. »Stirbt die Seele mit dem Körper oder überlebt sie ihn, ist sie dann frei oder weiter an ihn gebunden?« Er nahm sein Glas. »Ich habe die Philosophen gelesen, glaube mir, aber ... Die alten Griechen, Platon, Plotin, waren vom Dualismus überzeugt. Auch Descartes, aber sein Dualismusbeweis ist lächerlich. Und Spinoza nimmt eine Substanz an, die nichts von beiden ist, weder Körper noch Geist, aber deren Eigenschaften in sich hat.« Er trank einen Schluck. »Nur dumme Spekulationen, die jeden wirklichen Beweis schuldig bleiben ... Calvin nennt den Leib das Gefängnis der Seele, die nach dessen

Tod befreit ist, auch von der Sünde.« Er lachte. »Pah, religiöser Schwachsinn.«

»Aber diese hervorragenden Philosophen haben durch tiefes Nachdenken ihre eigenen Theorien entwickelt und das allgemeine Denken bereichert«, entgegnete ich, dem seine deutliche Missachtung der Philosophie und der Religion doch etwas gegen den Strich ging. »Du kannst doch wählen, welcher Idee oder Meinung du dich anschließen willst.«

»Das ist für mich keine schöngeistige Spielerei«, verwies er mich in einem scharfen Ton, den ich von ihm gar nicht gewohnt war, »kein Firlefanz, keine Narretei, an der jeder Philosoph seine Einbildung reiben kann, die doch offensichtlich abhängig ist von seiner Erziehung, seiner Umwelt und den besonderen Zeitläuften, in denen er lebt und wirkt. Nein, nein, mich verlangt es nach objektiver Wahrheit, gerade bei diesem Thema. Das kalte Theoretisieren dringt nicht zum Kern der Sache vor.« Er sah mich eindringlich an.

Mir war nicht klar, was ihn so aufgebracht hatte, kannte ich ihn doch bisher nur als kühlen, nüchternen Denker.

Nach einer kurzen Zeit des Brütens blickte er auf, sah mich lächelnd an und sagte: »Lass uns von etwas anderem reden. Warte, ich schenke dir nach.« Er beugte sich vor und füllte mein Glas, das ich erst zur Hälfte geleert hatte.

In der Nacht wurde ich von entsetzlichen Alpträumen heimgesucht. Durchsichtige Körper, die jammernde, an die sterbliche Hülle des Menschen gekettete verzweifelte Seelen vorstellen sollten, mit weit aufgerissenem Mund und schwarzen Augenhöhlen, verfolgten mich und klammerten sich an mich, Hilfe suchend, die ich ihnen nicht geben



konnte. Schweißgebadet, mich hin und her werfend, erwachte ich und lag noch eine Weile schwer atmend auf meinem Laken, die Decke weit zurückgeschlagen. Schließlich drehte ich mich zur Seite und entzündete die Kerze, die in einem bronzenen Halter auf dem Nachttisch stand. Meine kleine Taschenuhr zeigte mir, dass es kurz nach Mitternacht war. Ich blieb noch einige Minuten, mich besinnend, beim Licht der einsam flackernden Kerze liegen, und gerade, als ich mich hinüberbeugen wollte, um sie zu löschen, hörte ich ein Geräusch, als würde vorsichtig eine Tür geöffnet. Ich lauschte angespannt, und in der Tat, ich vernahm ein Klicken, als fiel ein Riegel ins Schloss. Atemlos horchte ich nach dem Gange hin, überlegend, ob ich auf den Flur treten solle oder ... Ein hohles und knirschendes Schleifen, als würden schwere Steine aneinander gerieben, ließ mich zusammenzucken. Schnell nahm ich die Kerze zur Hand und huschte zur Tür. Wenn es etwas gibt, das stärker ist als die menschliche Furcht, dann vielleicht die Neugier. Vorsichtig öffnete ich die Tür einen Spalt und blickte kurz hinaus ... Darauf öffnete ich die Tür ganz und trat auf den Gang. Ich sah mich um, soweit es die Dunkelheit ermöglichte, aber ich vermochte nichts zu erkennen. Falls da etwas gewesen sein sollte, jetzt war alles leer und still.

...

\*\*\*

**Detlev Jänicke** hat in Münster Germanistik, Publizistik und Soziologie studiert und war seither in verschiedenen Bereichen (z.B. bibliographische Erfassung wissenschaftlicher Literatur, Öffentlichkeitsarbeit beim Naturschutzbund) tätig.

IMPRESSUM  
1. Auflage 10/2021

© by Hybrid Verlag, Westring 1, 66424 Homburg

Dämonenritt  
& 19 weitere Kurzgeschichten

Lektorat: Matthias Schlicke, Sabrina Stillenmunkes,  
Eva Jung, Paul Lung  
Korrektorat: Petra Schütze  
Buchsatz: Paul Lung

ISBN Taschenbuch: 978-3-96741-128-7

[www.hybridverlag.de](http://www.hybridverlag.de)  
[www.hybridverlagshop.de](http://www.hybridverlagshop.de)

Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.  
Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung  
des Verlags wiedergegeben werden.